

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang
– Oktober 2020 –

Mayer, Tobias: Typologie und Heilsgeschichte. Konzepte theologischer Reform bei Jean Daniélou und in der Nouvelle théologie. – Innsbruck: Tyrolia 2020. 298 S. (Innsbrucker theologische Studien, 96), brosch. € 32,00 ISBN: 978-3-7022-3857-5

Zu den in ihrer Zeit bekannten und einflussreichen, heute aber zunehmend in Vergessenheit geratenen Theologen gehört der französische Jesuit und Kardinal Jean Daniélou (1905–1974). Die Gründe für beides – zeitgenössische Bekanntheit wie gegenwärtiges Vergessenwerden – sind durchaus verwandt: Je mehr sich Theolog/inn/en Themen widmen, die „in der Luft“ liegen, desto mehr geraten sie aus dem Blickfeld, wenn die mithilfe dieser Luftveränderung ermöglichten Perspektivenerweiterungen in neue Frage- und Antworthorizonte führen. Einerseits trifft dies auch auf Jean Daniélou zu, und zwar umso mehr, als die verstreuten Veröffentlichungen dieses „quiriligen“ (Klappentext) Theologen „nicht leicht ein systematisches Gesamtbild“ (12) ergeben. Andererseits sind die von ihm behandelten und mehr noch implizierten Themen weniger abgegolten, als es durch die neuen Frage- und Antworthorizonte auf den ersten Blick erscheinen mag. Gerade das Thema der Heilsgeschichte ist von bleibender und rasant zunehmender Aktualität, freilich in der Regel wohl auch jenseits des Begriffs, auf den allerdings auch nicht einfach zu verzichten ist. In seiner Wiener dogmatischen Diss. gelingt es Tobias Mayer vor diesem Hintergrund, Jean Daniélou in seiner Zeit zu verorten und die unabgegoltenen Fragen so herauszuarbeiten, dass die Theologie der Gegenwart damit weiterarbeiten kann.

Ein erster Teil ist mit „Konzepte und Kontexte theologischer Reform“ überschrieben. Das erste Kap. handelt von Jean Daniélou als Vertreter der „nouvelle théologie“. M. betont dabei stark deren Vielgestaltigkeit und Situationsbezogenheit, die ihn jenseits eines wertenden für einen „pragmatischen“ (69) Gebrauch der Bezeichnung „nouvelle théologie“ plädieren lässt. Ausführlich wird der Konflikt um die „nouvelle théologie“ analysiert und dabei insbes. auch der Zusammenhang mit den aus der Zeit der Modernismuskrise weiterwirkenden „Problemkontinuitäten“ (73) aufgezeigt. Ins Zentrum rückt dabei die Frage nach der Offenbarung und ihrem Verständnis, was angesichts der bevorstehenden Entwicklungen im Rahmen des II. Vaticanums den theologiegeschichtlichen Ort der „nouvelle théologie“ markiert. In einem zweiten Kap. unternimmt es M., die Entwicklung des „Zauberworts“ (81) der Heilsgeschichte nachzuzeichnen, das er in seiner Komplexität grundsätzlich als „vieldeutiges Konzept theologischer Reform“ (80) deutet. Hier weitet sich der Blick über Frankreich und die katholische Theologie hinaus, insofern insbes. auch deutschsprachige und evangelische Autoren in den Blick kommen. Als zentrales Bindeglied erscheint bei Daniélou – wie später auch auf dem II. Vaticanum – der aus dem Elsass stammende konfessionelle und sprachliche Grenzgänger Oscar Cullmann (1902–1999) (vgl. 120). Ein drittes Kap. widmet sich der Wiederentdeckung von

Typologie und Allegorese im 20. Jh. Besonders sensibel geht M. hier auf die Herausforderungen ein, die sich aus der Frage nach dem christlichen Umgang mit dem AT ergeben. Sein Plädoyer für eine „zeitgeschichtliche Kontextualisierung der Wiederentdeckung geistiger Schriftauslegung“ (152), die Genese und Wirkungsgeschichte entsprechender „Denkmittel“ (ebd.) mit berücksichtigt, kann deren bei aller Ambivalenz bleibende Leistungsfähigkeit reflektieren.

In diesem Sinn wendet sich ein zweiter Teil zunächst unmittelbar Daniélou zu und versucht in der Folge, mit ihm weiterzudenken. Das vierte Kap. handelt von der geschichtstheologischen Funktion der Schriftauslegung. Grundfrage ist die nach der „Interpretation historischer Wirklichkeit unter dem Aspekt ihrer Heilsrelation und Erlösungsbedürftigkeit“ (156). Hierbei hilft ein Vergleich mit seinem zeitweiligen Mentor Henri de Lubac (1896–1991), die Position Daniélous zu konturieren. Als Spezifikum seiner Geschichtstheologie erweist sich dabei die typologische Vorgehensweise. Durch eine Verschränkung von Schrift und Geschichtsauslegung will der Jesuit die Geschichte lesen bzw. „lesbar“ [...] machen“ (156): „Geschichte wird ‚geistig‘ gelesen im Blick auf die theologische Bedeutung der Ereignisse“ (206), sie ist „der ‚prophetische Tempel‘, denn Gott wohnt in ihr durch alle Zeiten hindurch“ (ebd.). Freilich ist hier das Denken Daniélous in einem „Spannungsfeld“ angesiedelt: „Auf der einen Seite seine geistige und genuin theologische Schriftauslegung, zuweilen gepaart mit Verachtung für eine mutmaßlich fruchtlose wissenschaftliche Exegese – auf der anderen Seite die Betonung des Historischen als Mittel der ‚Zähmung‘ der spiritualisierenden Auslegungen.“ (168) Im fünften und letzten Kap. werden zentrale Themen heilsgeschichtlicher Theologie behandelt, darunter das Verhältnis von Natur und Gnade, das Verständnis der irdischen Wirklichkeit und die Christologie. Daniélous Konzept fasst M. treffend mit dessen Wendung zusammen, dass Heilsgeschichte „Auslegung der Geschichte in ihrer Gesamtheit“ (217) sei. Dabei hat die Geschichte einerseits ihren eigenen Wert, steht aber andererseits im Horizont der Gnade. Die Problematik dieses Ansatzes sieht M. in einem „nicht oder nur unzureichend“ (ebd.) reflektierten Geschichtsbegriff, der „von ferne den pietistischen Anfängen der Heilsgeschichte“ (ebd.) ähnelt, die Anfragen des Historismus aber im Rahmen der „chronisch verspäteten Problemsensibilität“ (ebd.) in der katholischen Theologie nicht aufzugreifen in der Lage ist. Dies führte wohl auch dazu, dass bei aller Ähnlichkeit der Intuition Daniélous chalzedonensischer Vermittlungsversuch von Welt- und Heilsgeschichte (vgl. 258ff) weniger epochemachend wurde als derjenige von Karl Rahner (1904–1984) (vgl. 260–262). Von eigenem Wert sind die sieben zusammenfassenden Thesen, die die Ergebnisse der Arbeit bündeln und über diese hinaus auf theologiegeschichtliche und geschichtstheologische Perspektiven hin öffnen (263–269).

Daniélou erscheint durchgehend als „Kind seiner Zeit“. Dabei verbindet seine Art, Theologie zu treiben, die Aufmerksamkeit für zeitgenössische Akteure wie Jean-Paul Sartre (1905–1980) und Themen wie den Marxismus oder die Sinnsuche der Nachkriegszeit mit einer Verwurzelung u. a. in der Welt der Kirchenväter. Dieser verdankt die Lebens- und Lernwelt zeitgenössischer jesuitischer Studienhäuser viel, führte aber wohl auch zu einer von Daniélou selbst nicht immer bis ins Letzte wahrgenommenen Distanz seiner eigenen Gedankenwelt zu der seiner Dialogpartner. Eine gegenwärtige systematische Reflexion der von Daniélou behandelten Themen muss den zeitlichen Abstand zu ihm umso mehr in den Blick nehmen, als seine „geschichtliche“ Theologie letztlich stärker in der Abneigung gegen die Neuscholastik als in einer Zusammenarbeit mit den Historikern seiner Zeit wurzelte (240). Dabei wird dann auch manche Formulierung – z. B. die wohl an Jacques Maritain (1882–1973) angelehnte Wendung „unir pour distinguer“ (224, 258) (die bei Maritain selbst „distinguer

pour unir“ lautet) – in ihrer Wirkungsgeschichte über Daniélou hinaus zu analysieren und er selbst in eine komplexe Diskurslandschaft einzuordnen sein.

Eine Besonderheit der Arbeit besteht in der Verschränkung „französischer“ und „deutscher“ Perspektiven. Beispielsweise verweist M. auf die unterschiedliche „Karriere“ (215) der Begriffe „histoire sainte“ und „histoire du salut“ auf der einen und „Heilsgeschichte“ auf der anderen Seite des Rheins. Vor diesem Hintergrund fällt auf, dass M. Daniélous „französische“ Theologie mit „deutschen“ Augen liest, wenn er die Stationen heilsgeschichtlichen Denkens insbes. in der protestantischen deutschsprachigen Theologie nachzeichnet oder die Grundlegungen zu Typologie und Allegorie mit Hans Blumenberg (1920–1996) oder Erich Auerbach (1892–1957) entwickelt. So kann M. einzelne Aspekte konturieren, ohne die mit der deutsch-französischen Perspektivenverschränkung gegebenen Schwierigkeiten zu übersehen. Freilich wäre über die vorliegende Arbeit hinaus davon ausgehend der Frage weiter nachzugehen, wie mit Herausforderungen umzugehen ist, vor denen diese Perspektivenverschränkungen insbes. bei perspektivenübergreifenden Fragestellungen stehen.

Gerade weil Daniélou einerseits zeitgebunden und andererseits trotz (oder wegen) einer gewissen Meinungsstärke systematisch unabgeschlossen und auch keineswegs linear vorgeht, kann er jenseits einer Systematisierung seines Denkens grundlegende Fragen auch heutiger systematischer Reflexion freizulegen helfen. Insofern trägt die Arbeit von M. dazu bei, die ausgehend von Jean Daniélou ausgemachte „Unschärfe“ des Konzepts der „Heilsgeschichte“ nicht nur als Schwäche, sondern auch als Stärke wahrzunehmen. Dies umso mehr, als die im Untertitel der Arbeit genannte theologische „Reform“ kein Selbstzweck ist.

Über den Autor:

Michael Quisinsky, Dr., Professor für Systematische Theologie an der Katholischen Hochschule Freiburg (michael.quisinsky@kh-freiburg.de)